

Vorlesung: Missionarische Kirchen- und Gemeindeentwicklung

Sommersemester 2016 | Prof. Dr. Michael Herbst | AB 04

Ziel: Sie haben einen Überblick über die konzeptionellen „Familien“ der Gemeindeentwicklung, ihre Genese und aktuellen Ausprägungen. Sie kennen einige Deutungsschema der gegenwärtigen kirchlichen Lage und können dem die empirischen Fakten zuordnen.

3. Konzeptionen der Kirchen- und Gemeindeentwicklung

3.3 Drei prominente Beispiele

Lehrstuhl für Praktische Theologie
Prof. Dr. Michael Herbst

ERNST MORITZ ARNDT
UNIVERSITÄT GREIFSWALD



Missionarische Kirchen- und Gemeindeentwicklung

X

3.3.1 Uta Pohl-Patalong und die „Kirchlichen Orte“: Plädoyer für Unterscheidung und Zuordnung¹⁺²

Ihr wichtigste Buch ist die Habilitationsschrift „Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell. Göttingen 2003.“ Kurzfassung: „Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell. Göttingen 2004.“

Ihr Ansatz ist vor allem bei der Organisation der Kirche, den **Strukturen**, in denen sich kirchliches Leben ereignet. Sie sieht vor sich eine Kirche, die flexibler ist, örtliche Schwerpunkte bildet, sich dabei besser ergänzt (anstatt dass alle das Gleiche tun) und zugleich mit sich erkennbar identisch ist durch ein gottesdienstliches Leben, das den cantus firmus an allen kirchlichen Orten darstellt. Im Hintergrund steht Rudolf Roosen: „Die Kirchengemeinde“³

Lehrstuhl für Praktische Theologie
Prof. Dr. Michael Herbst



1






Rudolf Roosen
Pfarrer in Köln, *1955

Die Kirchengemeinde –
Sozialsystem im Wandel
Berlin 1997

- * „Man kann nicht beides gleichzeitig haben, eine volkscirchliche Größenordnung und eine hohe intrinsische Glaubensmotivation unter sämtlichen Mitgliedern.“
- * Es kommt darauf an, die Mitgliederreligiosität anzuerkennen und nicht durch Volksmission überwinden zu wollen. Sie leben „religion-as-practiced“ und nicht „religion-as-prescribed“.
- * Das Gemeindehaus mit der Vereinskirche frisst den Pfarrer auf, der doch für die Gesamtheit der Mitglieder da sein sollte - als Mentor einer volkscirchlichen Christlichkeit.

Missionarische Kirchen- und Gemeindeentwicklung
X

Dieser Ansatz von Rudolf Roosens ist analytisch **ungeheuer nüchtern** und ehrlich. Er mogelt nicht mehr in die Mitglieder der Kirche hinein, als in ihnen steckt. Darin sind wir uns einig. Meine Folgerung: Die Kirche selbst ist der erste konzentrische Kreis der **Mission**. Aber Roosen zieht **exakt die gegenteilige Konsequenz**. Mein Ja zur Volkskirche geschieht um der versammelten Gemeinde willen, die in der Volkskirche gesammelt wird, solange es sie gibt. Wir sollten nicht wünschen, dass alle die, die kaum mit der Kirche verbunden sind, lieber gehen. Ich bin bereit, einiges zu tun, auch das, was diese Menschen sich wünschen, gut zu machen, z.B. Kasualien, Feste etc. Aber das ist in einer Hierarchie der Ziele für mich ein zweites oder drittes Ziel. Ich möchte den Kontakt erhalten. Ich möchte um Vertrauen werben. Ich möchte Brücken bauen. Ich möchte Neugier wecken. Ich möchte, dass sie sich sagen: Da scheint es etwas zu geben, das mir fehlt! Ich möchte, dass Menschen auf einen konversiven Weg kommen: über Interesse und vertiefte Interaktion zu einem mündigen und lebendigen Christsein in Gemeinschaft.⁴

Roosens Ja zur Volkskirche hingegen geschieht um der Volkskirche willen; er glaubt nicht, dass sich volksmissionarisch die Mehrheit der Menschen für die Vereinskirche erwärmen lässt, die –

¹ Vgl. Uta Pohl-Patalong 2003, 66-80; Uta Pohl-Patalong 2008, 91-107.

² Zum Beispiel auch in unserer BEG-Publikation „Mittendrין“: Uta Pohl-Patalong 2014, 164-179.

³ Vgl. Rudolf Roosen 1997.

⁴ Vgl. ausführlicher in meinem AMD-Vortrag von 2016: Michael Herbst 2016, 8-22.

vielleicht etwas zu schnell – mit der versammelten Gemeinde identifiziert. Eine Erneuerung der ecclesia visibilis auf die ecclesia invisibilis zu kommt hier kaum noch zum Tragen.⁵ Der Erhalt der Institution wird zum Letztziel. Das ist immer die Gefahr von starken Institutionen: Sie sind nicht mehr Mittel für einen höheren Zweck, sondern werden selbst zum Zweck. Es ist eben wie es ist: Die Mitglieder bleiben bei ihrer religion-as-practiced. Das aber bedeutet nun: Die prinzipielle Gemeindlichkeit des Glaubens ist hier kein Thema, die Kirche als Pfarrerskirche hingegen wird



festgeschrieben. Sie sehen: Der Einzelne soll in seiner Freiheit in Ruhe gelassen werden, die Gemeinschaft ist eine Option, aber nicht mehr, die Kirche als Ganze bietet den Referenzrahmen für den Dienst des Pfarrers. Anders gesagt: Das Beschriebene wird zum Gesetz, das Deskriptive wird zum Normativen⁶ - daran kranken mehrere starke Kirchentheorien seit den 1960er Jahren.

Uta Pohl-Patalong setzt ein bei einer anderen Unterscheidung bzw. einer anderen Spannung: nämlich der **zwischen ortsgemeindlichen** und **funktionalen Diensten** in der Kirche. Mit guten theologischen Gründen sagt nun Uta Pohl-Patalong, dass es **keine heiligen Strukturen** gibt.⁷ Und sie attackiert ihrerseits zwar nicht die Ortsgemeinde, aber doch den Alleinvertretungsanspruch der Ortsgemeinde als einzig möglicher Form von Gemeinde. Und so hat sie sich in jüngerer Zeit auch positiv zum Thema „fresh expressions“ geäußert.⁸ Sie favorisiert nun **die Kirchlichen Orte**. Sie sollen eine Art Grund-Organisationsprinzip der Kirche werden, der zentrale und primäre Baustein, mit dem die kirchliche Organisation errichtet wird. Sie unterscheidet an jedem kirchlichen Ort **zwei wünschenswerte Bereiche**, die sie nun ebenso organisatorisch verbinden wie unterscheiden möchte: Das ist einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, das sind andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Das soll ausdrücklich die Hauptamtlichen entlasten, von denen gerade in der Vereinskirche immer mehr verlangt wird und die dadurch hoffnungslos überfordert werden, wenn sie versuchen, den Forderungen gerecht zu werden.

☛ Den **„vereinskirchlichen“ Bereich** soll es an jedem „kirchlichen Ort“ geben. Hier geht es um Kirche am Wohnort. Mit diesem Bereich bekommt der von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägte Aspekt einen eigenständigen Stellenwert in der Kirche. Hier denkt Uta Pohl-Patalong

⁵ Vgl. dazu die treffende Kritik von Johannes Zimmermann 2009, 94.

⁶ Vgl. Ibid., 100.

⁷ Vgl. z.B. Uta Pohl-Patalong 2014, 166: „nicht biblisch begründet und theologisch keineswegs zwingend“.

⁸ Vgl. Uta Pohl-Patalong 2013, 24-26.

an Seniorenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich.

- ☛ Daneben steht als zweiter Bereich ein **inhaltlicher Schwerpunkt**. Dieser Bereich hat einen größeren Horizont als der vereinskirchliche. Was hier geschieht, geschieht stellvertretend für eine ganze Region: z.B. diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben, aber auch Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit. Weitere Bereiche sind Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog. Hier ist nun **Professionalität** gefordert.
- ☛ An jedem kirchlichen Ort findet außerdem ein **gottesdienstliches Leben** statt, freilich nicht unbedingt ein agendarischer Gottesdienst.



Ein paar Worte zur Einschätzung:

- ☛ Für dieses Modell spricht der **Mut zur strukturellen Flexibilisierung und regionalen Profilierung**. Regionalität als Entlastung bedeutet: Während bisher jede Gemeinde ein Vollprogramm anbietet und mit diesem Vollprogramm angesichts der inneren Mobilität der Menschen in Konkurrenz zu anderen Gemeinden tritt, dieses Programm aber nur unter Aufbietung der letzten Kräfte leisten kann, konzentrieren sich jetzt Gemeinden auf wenig, was sie auch stellvertretend für andere tun.
- ☛ Ebenso positiv schätze ich die stärkere **Verknüpfung der funktionalen Dienste mit diesem ortsgemeindlichen Leben** ein.
- ☛ Sehr viel Hoffnung wird auf Strukturreformen gesetzt, während von **geistlicher Erneuerung** nicht die Rede ist.
- ☛ Etwas schwierig finde ich auch die Frage, wie dieses Konzept umgesetzt werden soll. Man müsste ja großräumig die kirchlichen Verhältnisse umsortieren.

3.3.2 Gerald Kretzschmars Plädoyer für Respekt vor Distanz

Kretzschmar schlägt vor, es solle kirchlich weitergehen wie bisher: alle Reforminitiativen müssten darauf gerichtet sein, das gesellschaftliche Erscheinungsbild der Kirche - bei allen notwendigen

strukturellen Korrekturen „in seinen Grundzügen [zu] erhalten“.⁹ **Stabilisierung** ist das wesentliche Ziel. Das ist sozusagen der organisationstheoretische Ansatz. Dem korrespondiert nun eine starke **Subjektorientierung**. „Die Kirchen der Reformation bringen dem Individuum, dem einzelnen Menschen vor Gott, eine ausgesprochen hohe theologische Wertschätzung entgegen.“¹⁰ Das werde angemessen durch **Mitgliederorientierung** zum Ausdruck gebracht.¹¹

Wie aber geht es den Mitgliedern? Nun, sie kommen kaum zu den Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen. Aber sie neigen meist auch nicht zum Austritt. „Diese Art der Kirchenbindung, solide subjektive Verbundenheit bei gleichzeitig geringer Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen, wird in den Mitgliedschaftsuntersuchungen der EKD als sogenannte distanzierte Kirchlichkeit bezeichnet.“¹² Nun verweist Kretzschmar auf Bemühungen, die er „Kirchenmarketing“ nennt. Diese Bemühungen sollen die Distanzierten aktivieren. Man betrachtet sie unter einer **Defizitperspektive** und möchte nur zu gerne, dass sich Verbundenheit in Teilnahme niederschlägt. Man sollte aber lieber auf die **Stabilität und die Stärke der distanzierten Mitgliedschaft** schauen und darauf, wie man diese erhält. Also fragt doch bitte nicht: Wie lange soll das noch gutgehen? Sonst: Warum nur geht das so gut?¹³ Denn: Kirchenbindung sollte nicht länger „mit regelmäßiger Partizipation an Gottesdiensten kirchlichen Veranstaltungen“¹⁴ gleichgesetzt werden. Das begründet Kretzschmar mit dem Verweis auf das Modell der **mediatisierten Kommunikation** von **Uwe Sander**.¹⁵



Gerald Kretzschmar erläutert das so:¹⁶ „Die für moderne Gesellschaften typische Mediatisierung der Kommunikation ist gekennzeichnet durch eine Umstellung der gesellschaftlichen Leitkommu-

⁹ Vgl. Gerald Kretzschmar 2015, 218.

¹⁰ Gerald Kretzschmar 2012, 152.

¹¹ Vgl. Ibid., 154f.

¹² Ibid., 156.

¹³ Vgl. Ibid., 157.

¹⁴ Ibid.

¹⁵ Vgl. Uwe Sander 1998.

¹⁶ Gerald Kretzschmar 2015, 215f.

nikationsform von unmittelbarer auf mittelbare Kommunikation. Diese Mediatisierung der Kommunikation ist charakterisiert durch die Faktoren Mittelbarkeit, geringe wechselseitige Rückkopplung, Anonymität und Distanz, hochgradige Selektion und individuelle Deutungsleistungen auf Rezipientenseite. Grundmodus der mediatisierten Kommunikation ist die Distanz. Sie eröffnet den Individuen den Freiheitsraum, über das Maß an Nähe und Verbindlichkeit in den unterschiedlichen Kommunikationssituationen frei entscheiden zu können. Bestünde diese Möglichkeit nicht, wäre dies das Ende des Zusammenhalts einer modernen pluralisierten Gesellschaft. Schließlich garantiert die Distanz als Grundmodus gesellschaftlicher Kommunikation sowohl die Koexistenz unterschiedlicher und z. T. auch unvereinbarer Interessen der Gesellschaftsmitglieder als auch die Möglichkeit, von Distanz auf Nähe umzuschalten und – zumindest für begrenzte Zeiträume – in größere Nähe zueinander zu treten. Als Kommunikationsphänomen ist auch die Kirchenbindung geprägt durch das Wechselspiel von Nähe und Distanz. Ebenso wie in gesamtgesellschaftlicher Perspektive ist im Fall der Kirchenbindung Distanz der Grundmodus der Kommunikation. Erst die Distanz bietet die Möglichkeit, von Distanz auf Nähe zur Kirche umzuschalten und in größere Nähe zu ihr zu treten.“

Ähnlich wie Rudolf Roosen ist Gerald Kretzschmar vor allem an der **Erhaltung der Volkskirche**, also an der Größenordnung Kirche interessiert. Und dafür nimmt er in Kauf, dass Zugehörigkeit in dieser Größenordnung plural aussieht – und will daran auch nichts ändern: „Menschen entscheiden autonom und in aller Freiheit, wie sie das Verhältnis und die Beziehung zur Kirche gestalten. Maßgeblich für die je konkrete Kontur der Kirchenbindung sind biografische Aspekte und die konkreten Lebensumstände. Damit wird die Kirchenbindung von Faktoren bestimmt, die sich kirchlicher Beeinflussbarkeit **weitgehend entziehen**. Die Gestalter der Kirchenbindung sind die Mitglieder bzw. potentielle Mitglieder. Eine kirchliche Praxis, die das ernst nimmt, zeichnet sich in Sachen Kirchenbindung durch eine **konsequente Nichteinmischung** aus. Vielmehr sollten kirchliche Strukturen weiterhin so gestaltet sein, dass sie der Fülle individueller Bindungsmuster Rechnung tragen. Das breite Spektrum an individuellen bindungsrelevanten Anknüpfungspunkten, das insbesondere volkskirchlich geprägte Strukturen bislang bieten, nimmt einerseits das Autonomiebedürfnis der Menschen ernst. Andererseits hat es den Vorteil, dass es zu einer in der Summe gesehen stabilen und hohen Verbundenheit mit der Kirche führt. Eigentlich könnte alles so bleiben, wie es ist.“¹⁷

Inklusion von Mitgliedern wird nicht durch Teilnahme, sondern durch allseits von den Mitgliedern bejahte **Themen** hergestellt. Die thematische „Passung“¹⁸ ist dann wichtiger als die physische Präsenz. Physische Präsenz kann sich dann ab und zu einstellen, muss es aber nicht tun.¹⁹ Und es sind drei Themenschwerpunkte, die eine besonders hohe Bindungsrelevanz haben, nämlich:²⁰ „Aus dem breiten Themenspektrum, das die Kirche vorhält, sind es das gottesdienstlich-geistliche Leben, die kasuelle Begleitung in Schwellensituationen des Lebens und das diakonisch helfende Handeln für spezielle Zielgruppen, die in Fragen der Kirchenbindung von zentraler Bedeutung sind.“²¹

In einem Nachwort folgt noch ein berufspolitisches Statement: Es sei doch klar, dass die akademisch gebildeten **Pfarrer** eine entscheidende Bindungsrelevanz haben – und an ihren Stellen sollte man darum am wenigsten sparen. „Wo kirchliche Strukturreformen auf die Gewährleistung einer starken Position der Gemeindepfarrerinnen und Gemeindepfarrer zielen, wird man sowohl in Bezug auf die Empirie der Kirchenbindung als auch in Bezug auf den Auftrag der Kirche nichts falsch machen.“²²

¹⁷ Ibid., 160f.

¹⁸ Gerald Kretzschmar 2015,, 217.

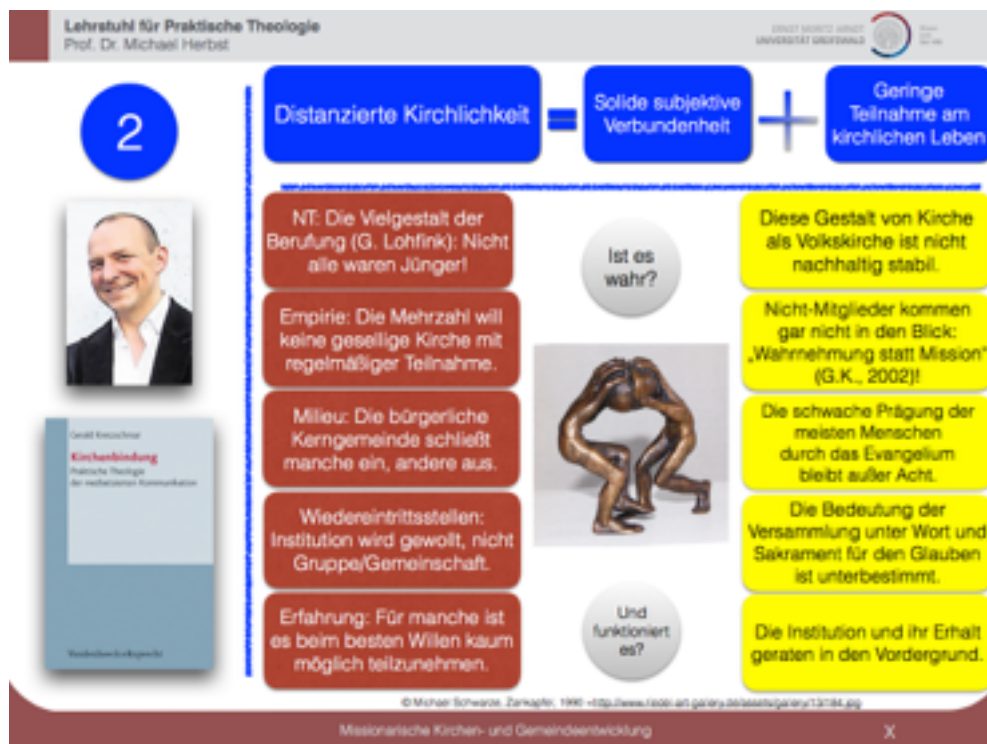
¹⁹ Vgl. Gerald Kretzschmar 2012, 162.

²⁰ Vgl. Ibid., 163-165.

²¹ Ibid., 165.

²² Ibid., 167.

Ich finde den **Realismus** wieder einmal beeindruckend. Auch ist es m.E. wichtig, sich von dieser entschiedenen Orientierung an allen Getauften irritieren zu lassen. Was haben wir für die im Sinn, die dazugehören, aber nicht oder selten teilnehmen? Und wie gehen wir damit um, dass erwachsene Menschen für sich Mündigkeit in Anspruch nehmen, auch hinsichtlich ihrer Stellung zur Kirche? Teilt man die Ausgangsbedingungen, dann sind die Schlussfolgerungen überzeugend, jedenfalls partiell. Diese Position nenne ich eine klassisch volkscirchliche, auf Mitgliederreligiosität ausgerichtete, und sie berührt eine der heftigsten Dauerdebatten in der Auseinandersetzung über den zukünftigen Weg der Kirche. Es geht stets um die Frage, wie genau die höchst unterschiedliche Beteiligung bzw. Nicht-Beteiligung von getauften Kirchenmitgliedern am Leben der Gemeinde zu bewerten ist.



- ☞ **Biblisch-theologische Argumente:** Schon in den Evangelien begegnen uns verschiedene Formen des Glaubens. Gerhard Lohfink spricht etwa von der „Vielgestalt der Berufung“.²³
- ☞ **Empirische Argumente:** Wir haben zu verstehen, dass Verbundenheit mit der Kirche nicht mit intensiver und regelmäßiger Beteiligung verknüpft sein muss. Die Kirchenfernen sind zu großen Teilen „treue“ Kirchenmitglieder.
- ☞ **Milieutheoretische Argumente:** Die „Vereinskirche“, die sich mit ihren Gruppen und Kreisen im Gemeindehaus überhaupt erst Ende des 19. Jahrhunderts herausbildete²⁴, ist häufig Kirche für die kleiner werdenden bürgerlichen und traditionsorientierten Milieus, während andere Milieus sich in ihr nicht wohlfühlen.²⁵
- ☞ **Argumente aus der Erfahrung mit Wiedereintrittsstellen:** Eine qualitative Münsteraner Studie aus dem Jahr 2013 zeigt, dass Menschen, die nicht in Kirchengemeinden, sondern in zentralen Wiedereintrittsstellen erneut in die Kirche eintreten, nicht Kirche als Gemeinschaft suchen.²⁶
- ☞ **Argumente aus kybernetischer Erfahrung:** Die gegenwärtige Lebenswelt ist so kompliziert und anspruchsvoll, dass es vielen Menschen besonders in den hochaktiven, mobilen Leben-

²³ Vgl. Gerhard Lohfink 2011, 129-148.

²⁴ Vgl. Jan Hermelink 2011, 144-151.

²⁵ Vgl. Claudia Schulz, Eberhard Hauschildt und Eike Kohler 2008, 113f.

²⁶ Vgl. Eberhard Hauschildt 2013, 27-39.

sphasen des beruflichen Aufstiegs und der Familiengründung gar nicht möglich ist, intensiv am Leben der Gemeinde teilzunehmen.

Ich teile diese Sicht nicht:

- ☛ Ein erstes Problem besteht in der **Überschätzung der Stabilität einer „Kirche bei Gelegenheit“**.²⁷ Es ist angemessen, die Mitgliedschaft von Menschen wertzuschätzen, die mit ihrem finanziellen Beitrag Leben und Dienst der Kirche unterstützen, auch wenn sie nicht oder selten daran partizipieren. Aber es ist doch problematisch, die Stabilität dieser Form von Mitgliedschaft zu überschätzen. Offenkundig kann die Kirche an ihren Rändern keine Stabilität erzeugen, denn die Austrittszahlen sind nach wie vor erheblich, die Zahlen der Mitglieder, die hier gemeint sind, schrumpfen, und wer so distanziert kirchlich ist, gibt in der Regel keine religiöse Bildung an die nächste Generation weiter. „Kasualien und Religionsunterricht werden auf Dauer nicht ausreichen, die ‘Christen in Halbdistanz’ in der Kirche zu halten. Wir haben in der DDR erlebt, wie schnell eine Kasualkirche zusammenbrechen kann.“²⁸ Mindestens wird man festhalten dürfen, dass die „Kirche bei Gelegenheit“ nur deshalb „funktioniert“, weil es Menschen gibt, die die Kirche auch außerhalb der Gelegenheit stetig mitgestalten: „Die ‚Kirche bei Gelegenheit‘ lebt ‚parasitär‘ von der Kirche der Kontinuität, von gemeindlicher Sozialität.“²⁹
- ☛ Ein tieferes Problem besteht in der **Überschätzung der Religiosität der „Christen in Halbdistanz“**. Dabei wissen wir aus diversen Befragungen, wie brüchig das Verständnis elementarer Inhalte des christlichen Glaubens und auch das Einverständnis mit zentralen Überzeugungen des Glaubens bei unseren kirchendistanzierten Mitgliedern ist. „Man schätzt die Diakonie und schickt die Kinder in den Religionsunterricht, damit ihnen beigebracht wird, ein guter Mensch zu werden, aber der sonntägliche Gottesdienst und der genauere Inhalt der Bibel sind fremd. Jesus gilt als vorbildlicher Mensch, aber Trinität ist ein Fremdwort.“³⁰ Die bisherigen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen zeigen eine bei den abwesend-verbundenen Mitgliedern tief verwurzelte Vorstellung vom Christsein als Verpflichtung zum moralischen Verhalten: Johannes Zimmermann spricht zu Recht von einer **„Religion der guten Werke“**.³¹ Der Abstand zu den elementaren Gewissheiten und dem fundamentalen Trost des Evangeliums, mithin zum „sola gratia“ und „solus Christus“ könnte kaum größer sein. Das ist gar kein Anlass zu kirchlichem Hochmut, denn es stellt sich ja sofort die kritische Rückfrage an die Kirche, warum es ihr nicht gelingt, das Evangelium so zu kommunizieren, dass mehr Menschen die Schönheit der Gnade erfassen. Es ist auch kein Versuch, den Glauben Einzelner zu beurteilen und ihnen doch ins Herz zu schauen. Aber es ist die Weigerung, einfach große Teile der kirchlichen Mitgliederbestände für einen Glauben zu vereinnahmen, den sie selbst gar nicht zu haben behaupten. Man kann Menschen Unrecht tun, indem man ihnen Unglauben unterstellt – man kann ihnen aber auch Unrecht tun, indem man ihnen einfach Glauben zuschreibt, unabhängig von ihrer Selbstwahrnehmung. Die Konsequenz müsste so aussehen, dass wir die vielen treuen Kirchenfernen ehren, indem wir ihnen möglichst verständlich und relevant das Evangelium bezeugen und nahebringen, das sie offenkundig noch nicht kennen, anstatt sie damit zu „verschonen“ und zu meinen, wir täten ihnen so einen Gefallen.
- ☛ Es wäre ein Kurzschluss, hier *eine* Ursache allein verantwortlich zu machen. Es gibt ja zum Beispiel so etwas wie eine kirchliche **„Selbstsäkularisierung“**, so dass das Evangelium nicht nur „draußen“ bei kirchendistanzierten und konfessionslosen Menschen unbekannt wäre, sondern auch „drinnen“ bei prominenten kirchlichen Akteuren. Es gibt eine Bringschuld der Kirche (vgl. Röm 1, 14f), die sie aus verschiedenen Gründen oft nicht eingelöst hat. Es gibt säkularisierende Tendenzen und Traditionsabbrüche, auf die die Kirche nur bedingten Einfluss hat.
- ☛ Aber fragt man nach Ursachen, ist *auch* auf den Zusammenhang von Gemeinschaft und Glauben zu verweisen, der dort unterschätzt wird, wo man meint, ein vitaler Glaube könne

²⁷ Vgl. dazu als typische Darstellung bereits vor 25 Jahren: Michael Nüchtern 1991.

²⁸ Eberhard Winkler 1995, 34.

²⁹ Isolde Karle 2010, 126.

³⁰ Claudia Schulz, Eberhard Hauschild und Eike Kohler 2010, 20.

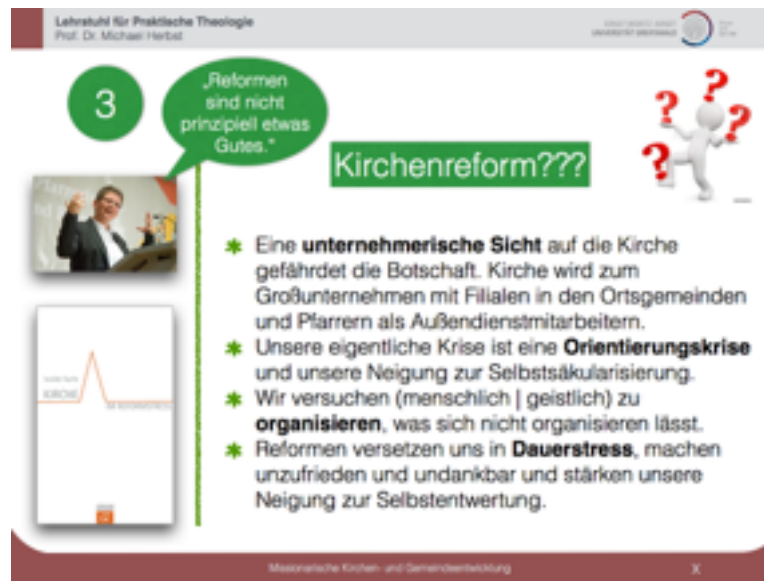
³¹ Johannes Zimmermann 2006, 137.

entstehen, erhalten bleiben und wachsen, wenn es nur zu seltenen Begegnungen mit anderen kommt, die mit mir glauben und mir zusprechen, was von Gott her Wahrheit meines Lebens ist. Es geht hier um die **Unterschätzung der Versammlung unter Wort und Sakrament**. Der

Lehrstuhl für Praktische Theologie
Prof. Dr. Michael Herbst

3 „Reformen sind nicht prinzipiell etwas Gutes.“

Kirchenreform???



- * Eine **unternehmerische Sicht** auf die Kirche gefährdet die Botschaft. Kirche wird zum Großunternehmen mit Filialen in den Ortsgemeinden und Pfarrern als Außendienstmitarbeitern.
- * Unsere eigentliche Krise ist eine **Orientierungskrise** und unsere Neigung zur Selbstsäkularisierung.
- * Wir versuchen (menschlich | geistlich) zu **organisieren**, was sich nicht organisieren lässt.
- * Reformen versetzen uns in **Dauerstress**, machen unzufrieden und undankbar und stärken unsere Neigung zur Selbstentwertung.

Massenhafte Kirchen- und Gemeindeentwicklung

christliche Glaube ist ein sozialer Glaube. Er stellt den Glaubenden nicht nur in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott, sondern auch in eine verbindliche Beziehung zu denen, die mit ihm diesen Glauben an Gott teilen. Der Glaube lebt von dem, was sich kein Mensch selbst sagen kann, also von dem „verbum externum“, das den Angefochtenen tröstet. Keiner kann sich selbst taufen oder die Gaben des Altars an sich nehmen. Dazu kommt, dass der Glaube verbindlich ist: Er ist auch Berufung zur geschwisterlichen Gemeinschaft, zum Tragen des anderen (1 Thess 5,12-15), zur Betätigung der eigenen Gaben in der Ergänzungsgemeinschaft des Leibes Christi (Röm 12,1-8) und zur Liebe, mindestens *auch* gegenüber „des Glaubens Genossen“ (Gal 6,10). Diese Verbindung mit Christus und den Christen ist die Bedingung der Möglichkeit zu vitalem und fruchtbarem Glauben (Joh 15,1-17). Dies wird gestützt durch die Einsicht **Peter L. Bergers**, dass der (christliche) Glaube in Kontexten, in denen er nicht mehr kulturgestützt existiert, also eher Ausnahme als Regel ist, eine „**Plausibilitätsstruktur**“ braucht.³² Dieses glaubensförderliche Klima entsteht durch die für den Einzelnen relevanten anderen, mit denen der Glaube geteilt wird. Reden wir in diesem Band von „nachkirchlichen Zeiten“, dann ist genau dieses Ende der „christentümlichen“ Gesellschaft gemeint. Hier gilt: Noch dringender als eh und je **hängt nun der Glaube des Einzelnen am dünnen Faden des regelmäßigen Austauschs**.

Konsequenterweise muss nun beides ernst genommen werden: die gegenwärtigen Lebensbedingungen, von denen eingangs die Rede war, und die grundlegende Gemeindlichkeit des Glaubens. Das führte dann nicht zu einer starren Normierung, die ein bestimmtes, etwa „vereinskirchliches“ Modell der christlichen Geselligkeit allen Getauften vorschriebe. Es führte aber auch nicht zu dem „Weiter so!“ bei Gerald Kretzschmar. Konsequenterweise werden wir nicht länger so zu tun, als „hätten“ wir die Menschen. **Vom Modus des „Habens“ wäre umzuschalten auf den Modus des „Gewinnens“**. Und dieser Modus des „Gewinnens“ würde ernst nehmen, dass Glaube und Gemeinschaft eng verknüpft sind, ja, das „belonging“ nicht selten vor „believing“ kommt. Evangelisation und Gemeinschaftsbildung rücken hier eng zusammen. Dann aber gilt es, unterschiedliche Modelle der christlichen Geselligkeit anzubieten, eine **Pluralität der Orte, an denen Menschen miteinander den Glauben, die Hoffnung und die Liebe Christi verbindlich teilen**. Kriterium dieser pluralen Orte wäre in jedem Fall **eine nicht zu geringe Regelmäßigkeit oder Intensität**

³² Vgl. Peter L. Berger 1973. Wesentliche Hinweise zu dieser Thematik verdanke ich: Johannes Zimmermann 2009, 321-461.

der Begegnung, die überhaupt erst einen nachhaltigen Einfluss auf die Lebensgestalt der Glaubenden ausüben kann.

3.3.3 Isolde Karles Plädoyer für die Ortsgemeinde und gegen den Reformstress³³

„Es fällt der evangelischen Kirche nicht leicht, zu sich selbst ein realistisches und trotz aller finanziellen Probleme auch gelassenes Verhältnis zu entwickeln, das von einem grundlegenden Vertrauen auf Gott geprägt ist.“³⁴

Es geht Isolde Karle um die **Kommunikation des Evangeliums**. Sie sagt mit Schleiermacher: Glauben bringt der Mensch nicht aus sich selbst hervor. Religion braucht konkrete Sozialformen, Inhalte und Rituale.³⁵ Sie existiert immer nur in Kommunikation. Und durch Kommunikation werden Menschen in einer bestimmten Religion wohnhaft. Sie lernen sie wie eine Sprache. Religion wächst von außen nach innen, nicht von innen nach außen.³⁶ Durch Einwohnung in einer religiösen Kommunikationsgemeinschaft entsteht, bleibt und wächst in einem Menschen Glaube. „Religion ... bedarf besonderer Orte und Zeiten und einer anregenden Atmosphäre, um gedeihen zu können.“³⁷ Das ist natürlich just das Gegenteil von dem, was wir bei Kretzschmar hörten! Und darum braucht Religion Kommunikation bzw. braucht Glaube Kirche, konkret Gemeinde, und das heißt für Frau Karle immer: lokale Gemeinde, leibhaftige Kommunikation unter Anwesenden. „Die Weckung und Stärkung des Glaubens setzt die Beziehung der Gläubigen, die congregatio sanctorum, notwendig voraus. Wortverkündigung und Versammlung der Gläubigen sind unmittelbar miteinander gekoppelt.“³⁸

Und daraus folgt nun sechstens Isolde Karle entschiedenes **Plädoyer für die traditionelle Kirchengemeinde mit einem starken Pfarramt**. Hier, so sagt sie, wachsen Nähe und Vertrauen. Die Kirche täte darum gut daran, solche lokalen Gemeinschaften vorzuhalten, sie also zu stärken anstatt zu schwächen. Damit wird die Perspektive der EKD attackiert, den Anteil der Ortsgemeinde eher etwas zu kürzen und anderen, nicht lokalen Gemeindetypen mehr Raum zu geben. Die Ortsgemeinde ist kein „kirchliches Auslaufmodell“.³⁹ Hier gestalten – so ihre Ansicht – „Menschen aus den unterschiedlichsten Milieus“ das gemeindliche Leben. Hier gewinnt Kirche **„Kontur und Anschaulichkeit“**.⁴⁰ Hier ist direkte, nicht mediatisierte (!), leibliche Begegnung möglich, die Menschen so dringend brauchen.⁴¹ „Kirche realisiert sich primär und zuerst in und als Gemeinde und hat nur als Gemeindekirche Zukunft.“⁴² „Ohne Beziehung verfällt der Glaube.“⁴³

³³ Vgl. zum Folgenden Isolde Karle 2011. Siehe auch die Kritik von Gregor Heidbrink 2012, 62-71. Einige Zitate stammen im Folgenden auch aus den 12 Thesen von Isolde Karle zur Kirchenreform, die sich im Netzwerk Kirchenreform finden lassen: <http://www.kirchenreform.net/12-thesen-zur-kirchenreform.html> - aufgesucht am 14. November 2012. Sie finden sich auch in: Isolde Karle 2011, 258-261.

³⁴ Ibid., 74.

³⁵ Vgl. Ibid., 31.

³⁶ Vgl. Ibid., 41f.

³⁷ Ibid., 43.

³⁸ Ibid., 81.

³⁹ Ibid., 124.

⁴⁰ These 3 = Ibid., 258.

⁴¹ Vgl. Ibid., 88.

⁴² Ibid., 132.

⁴³ Ibid., 145.

Zwar kann Karle⁴⁴ im Blick auf die Art und Weise der Versammlung anerkennen, dass sich die **parochialen Bindungen** gerade in den Städten **gelockert** haben und Menschen eher die Gemeinde ihrer Wahl besuchen (das sei auch, so stellt sie fest, in Ordnung!), aber sie wehrt sich eben gegen die Unterschätzung der Ortsgemeinde und deren Chancen zur Vitalisierung. Fluide Gemeindeformen und „Kirchen bei Gelegenheit“ mögen zwar die Kontaktchancen der Kirche verbessern, aber sie bilden nicht verlässliche Gemeinden. Im Grunde kann man sagen: All das Neue lebt parasitär vom Alten, von der **verlässlichen Präsenz der Ortsgemeinde**. Aber man habe sich angewöhnt, die treuen Kirchennahen zu verachten und die treuen Kirchenfernen zu hofieren. Zugleich möchte Karle dezidiert auch Zugehörigkeit in dezidierter Distanz (Kasualchristentum) durchaus würdigen. Milieuübergreifend hält das Pfarramt die intensiven und die distanzierten Beteiligungsformen beieinander.

Lehrstuhl für Praktische Theologie
Prof. Dr. Michael Herbst

3

Einschätzung

- * Kopplung von Gemeinde/Gemeinschaft und Glaube
- * Mehr Vertrauen auf Gott als auf Reform der Organisation

- * Allzu herbe Kritik am EKD-Reformprozess
- * Überschätzung des „Formats“ Parochie mit monopolistischem Anspruch

Missionarische Kirchen- und Gemeindeentwicklung

Hier droht ein **entscheidender Kurzschluss**. So sehr der engen Verkoppelung von Geselligkeit und Religion, von Wort Gottes und leiblicher Versammlung an konkreten Orten zuzustimmen ist, so wenig muss man diese lokalen Versammlungen **mit der Parochie identifizieren**. Während wir bei Gerald Kretzschmars „Weiter so“ auf eine **weitgehende Abwertung der regelmäßigen, leiblich-lokalen Versammlung unter Wort und Sakrament** stoßen, finden wir bei Isolde Karle eine **weitgehende Identifikation dieser regelmäßigen, leiblich-lokalen Versammlung unter Wort und Sakrament mit der Parochie und einem relativ dominant gedachten Pfarramt**. Hier ist wieder an die enorme evangelische Freiheit im Umgang mit den Zeremonien zu erinnern. Nur die Versammlung unter Wort und Sakrament ist nach CA VII notwendig, alles andere ist zwar nicht beliebig, aber doch der jeweiligen Gestaltung überlassen, wie es die Zeiten bzw. der missionarische Kontext fordern. **„Nicht irgendeine Verfassung ... macht die Kirche zur Kirche, sondern allein ihr Verfasstsein in Wort und Sakrament.“**⁴⁵ In allem anderen sind wir frei. Wir können und dürfen dann sowohl in kleineren als auch in größeren Größenordnungen denken, wir können uns lokale Hausgemeinden denken, örtliche Gottesdienstkerne, kleine kommunitäre Zentren, überschaubare örtliche Dienstgruppen, Netzwerke von Menschen ähnlicher Milieus, intakte profilierte Parochien, kooperierende oder fusionierende Ortsgemeinden. Wir können ebenso eine Region als ἐκκλησία denken, in der es wiederum beides gibt, die große Vollversammlung im Tempel wie die kleinen Treffen „von Haus zu Haus“ (Apg 2,46). Das alles lässt sich dann auch rechtlich ordnen,

⁴⁴ Zu diesem Abschnitt vgl. Ibid., 124-130.

⁴⁵ Hans-Georg Pöhlmann 1986, 64.

wie es die Verhältnisse verlangen. Aber entscheidend ist, was Johannes von Lüpke auf den Punkt brachte: „**Kirche ist dort, wo geschieht, was Kirche zur Kirche macht.**“⁴⁶

Anhang: 12 Thesen zur Kirchenreform von Isolde Karle⁴⁷

1. Die evangelische Kirche ist von unten, von den Gemeinden her aufgebaut. Sie hat eine föderale Struktur und wird synodal-demokratisch geleitet. Als Kirche der Freiheit und Kirche der Vielfalt ist ihr eine hierarchische, einheitliche, autoritäre Struktur fremd. Prinzipiell haben alle Christen teil am Lehr- und Leitungsamt der Kirche. Tendenzen innerhalb der EKD und mancher Kirchenleitungen, die Kirche von oben her, top down, zu steuern, widersprechen dem Wesen des Protestantismus. Evangelische Kirchenleitung ist herausgefordert von oben von unten her zu denken. Reformvorschläge der Kirchenleitung müssen deshalb dem offenen Diskurs ausgesetzt werden und können nur gelingen, wenn sie von einer breiten Basis unterstützt, mitgetragen und befürwortet werden.
2. Die evangelische Kirche wächst aus den Gemeinden, den lokalen Zusammenschlüssen von Christinnen und Christen. Kleinere Einheiten kommen im Gegensatz zu größeren Einheiten mit wenig bürokratischer Kontrolle aus, weil die persönliche Bekanntschaft und der überschaubare Rahmen eine starke Vertrauensbasis schaffen. Die Vertrautheit von Orten und Personen hat eine kaum zu überschätzende Funktion für die Vermittlung elementarer Grundsicherheit. Die Bedeutung solcher Grundsicherheit nimmt mit der Anonymität und Mobilität der Gesellschaft eher zu statt ab.
3. Für die Kirchlichkeit des Protestantismus ist Gemeindereligiosität unverzichtbar. In den Gemeinden ringen nicht nur theologische Experten, sondern Menschen aus unterschiedlichsten Berufsgruppen und Milieus darum, wie Kirche gestaltet werden soll. Hier gewinnt Kirche Kontur und Anschaulichkeit. Hier werden lebenslange Loyalitäten und Bindungen geschaffen, die für die Stabilisierung der Kirchenmitgliedschaft und die Bereitschaft, die Kirche finanziell zu tragen und zu unterstützen, essentiell sind.
4. Der Pfarrberuf ist Schlüsselberuf für die evangelische Kirche. Eine Pastorin kann die enorme Vielfalt und Komplexität ihrer Aufgaben nur dann bewältigen, wenn sie das Vertrauen der Menschen genießt und weitgehend autonom entscheiden kann, ob, wann und wie gehandelt werden soll. Neben den überprüfbaren theologischen Kompetenzen eines Pastors sind deshalb Glaubwürdigkeit, Charisma, Intuition und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, entscheidend für den Pfarrberuf als Profession.
5. Die Kirche ist auf intrinsisch motivierte Pastorinnen/Pastoren und Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter angewiesen. Intrinsische Motivation lässt sich von außen nicht erzeugen, wohl aber beeinträchtigen und zerstören. Nicht-Zutrauen ist eine wesentliche Ursache für Demotivation. Geht die Identifikation mit der Sache verloren, weil das planvolle Erfüllen von Zielvereinbarungen in den Vordergrund rückt, führt das zur Ent-Identifikation und Demotivation. Wichtiger als jedes Reformprogramm ist es, die Attraktivität des Pfarrberufs zu fördern, damit auch künftig theologisch qualifizierter Nachwuchs gewonnen werden kann.
6. Das Grundproblem vieler Kirchenreformprogramme ist, dass sie zuviel Steuerbarkeit und Planbarkeit unterstellen, dass sie Prozesse organisieren wollen, die sich nicht organisieren lassen. Die Kirche manövriert sich dadurch in einen Aktivismus hinein, der große Frustrationen hervorrufen und die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erschöpfen, auslaugen und überfordern wird. Die Organisation Kirche ist herausgefordert, die Rahmenbedingungen einer nicht zentralistischen Kirche so zu verbessern, dass die Wahrscheinlichkeit interaktiver Begegnungen und informeller Beziehungen steigt und Menschen sich gern in ihr und für sie engagieren.
7. Der Glaube kann nicht gekauft werden wie ein Produkt. Menschen entscheiden sich nicht nach Belieben für oder gegen den Glauben. Es ist insofern unwahrscheinlich, dass insbesondere distanzierte Kirchenmitglieder religiöse Angebote an weit entlegenen Orten wahrnehmen und für sich beanspruchen. Es bedarf in der funktional differenzierten Gesellschaft starker Zentren und überregionaler Angebote und Vernetzungen, aber diese dürfen nicht gegen die Gemeindekirche ausgespielt werden. In der Regel entwickeln sich religiöses Interesse und religiöse Identität über das selbstverständliche »Mitlaufen« in familiärer und kirchlicher Sozialisation, nicht über eine spontan getroffene Entscheidung.
8. In der Vielfalt ihrer Lebensformen ist die Familie die grundlegende und nachhaltigste Sozialisationsinstanz. Der Einfluss der Eltern- und Großelternpersonen ist für die Kirchenbindung der allermeisten Menschen entscheidend. Zugleich ist die Familie gerade in religiöser Hinsicht auf Unterstützung angewiesen. Da die Erziehung von Kindern und Jugendlichen vornehmlich lokal orientiert ist, haben die Kirchengemeinden (neben dem Religionsunterricht an Schulen) hier eine zentrale Aufgabe. Eine Kirche, die gegen den Trend wachsen will, findet in diesem Bereich am ehesten Anknüpfungspunkte.

⁴⁶ Zitiert bei Isolde Karle 2011, 84.

⁴⁷ Ibid., 258-261.

9. Kirchengebäude gehen in ihrer Bedeutung über ihre unmittelbare Funktion, Versammlungsort für Christinnen und Christen zu sein, weit hinaus. Als sakrale Orte erinnern sie an existentielle Fragen der Religion. Sie sind exemplarische Orte der Präsenz Gottes in der Welt. Citykirchen sind Orte der kulturellen, Lokalkirchen vor allem Orte der biographischen Erinnerung. Kirchen symbolisieren in ihrer Stetigkeit und äußerlichen Invarianz die Unverfügbarkeit individueller und kollektiver Daseinsbedingungen.
10. Die mediale Präsenz der Kirche ist in der Mediengesellschaft von großer Bedeutung im Hinblick auf das Image und die gesellschaftliche Einflussmöglichkeiten der Kirche. Gleichwohl sind die lokalen Öffentlichkeiten nicht zu vernachlässigen. Sie sind sowohl zivilgesellschaftlich als auch für die gelebte Kirchlichkeit zentral und stellen überdies ein wichtiges Korrektiv der Massenmedien mit ihrer Neigung zur Simplifizierung und zum Alarmismus dar. Reale Begegnungen und reale Räume behalten auch in Zeiten fortschreitender Virtualisierung der Gesellschaft eine hohe Bedeutung. Die Kirche lebt in ihren grundlegenden Vollzügen von leiblicher, verletzlicher, auf den Nächsten bezogener Kommunikation.
11. Durch die Ökonomisierung der Kirche entsteht eine Eigendynamik der Organisation, die sich theologischen Beurteilungskriterien mehr und mehr entzieht. An die Stelle theologischer Steuerung tritt immer stärker eine managementförmige Steuerung. Theologie wird zur legitimierenden Zweitcodierung. Für die Kirche der Zukunft ist es unabdingbar, dass sie wieder zu einem eigenen theologischen Selbstverständnis findet, dass sie religiös sprachfähig ist und sich als Organisation nicht von den Zwängen ökonomischer Logik fremdbestimmen lässt. Die Kirche ist Teil der Gesellschaft und zugleich Gegenhorizont zu einer durchrationalisierten, leistungsorientierten Welt. Sie symbolisiert das Unverfügbare, nicht Mess- und Berechenbare und darin das Angewiesensein auf Gottes Güte, Gnade und Erbarmen.
12. Die eigentliche Krise der Kirche ist nicht eine Finanz-, sondern eine theologische Orientierungskrise. Was hat die Kirche Menschen in der modernen Gesellschaft zu sagen? Wie lässt sich theologisch substantiell und zugleich existentiell relevant von Gott reden, von Kreuz und Auferstehung, von Sünde und Vergebung, von Gnade, Liebe und Gerechtigkeit? Wie beheimaten sich Menschen im christlichen Glauben? Hier liegt die eigentliche Herausforderung, der sich Theologie und Kirche stellen müssen.

3.4 Die Gemeindlichkeit des christlichen Glaubens: „Ubi est verbum, ibi est ecclesia!“⁴⁸

„Wo du nun solchs Wort hörest oder siehest predigen, glauben, bekennen und danach tun, da habe keinen Zweifel, dass gewisslich daselbst sein muss eine rechte ecclesia sancta catholica ..., denn Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein, wiederum Gottes Volk kann nicht ohne Gottes Wort sein; wo wollts sonst predigen oder predigen hören, wo kein Volk Gottes da wäre? Und was könnte oder wollte Gottes Volk glauben, wo Gottes Wort nicht da wäre?“⁴⁹

Erstens: Luther kann Kirche nicht anders denn als Versammlung denken. Es ist die **grundsätzliche Gemeindlichkeit** des christlichen Glaubens, die hier zum Ausdruck gebracht wird. Der Geist erweckt und erhält den Glauben durch das Wort, und das Wort findet sich, wo sich Gottes Volk versammelt. Von Gottes Volk kann man nur reden, wo auch das Wort ist. Ein gemeindefreies Christentum ist eine Illusion. Das allgemeine Priestertum bedeutet für den Einzelnen ein direktes Verhältnis zu Gott, das nicht auf priesterliche Vermittlung angewiesen ist. Das ist aber nicht so zu verstehen, dass religionsproduktive Individuen auch gut und gerne ohne die Gemeinschaft der Heiligen auskommen könnten. „Solcher Freiheit kann man sich nicht in einsamem, innerem Monolog erinnern. Sie gewährt und konstituiert sich allein im Medium des Zuspruchs eines anderen Menschen – nicht nur des beamteten Priesters oder Predigers – der ihn mir im Namen Jesu sagt. Selber kann ich ihn mir nicht sagen. Er muss mir gesagt werden.“⁵⁰ In diesem Sinne kann Luther sogar sagen, die Kirche sei „die Mutter, die einen jeglichen Christen zeugt und trägt durch das Wort Gottes.“⁵¹

⁴⁸ Vgl. Ibid., 131f. Zum Luther-Text: WA 50, 509-653. Vgl. Michael Herbst 2013, 14-17.

⁴⁹ Ibid.

⁵⁰ Ibid., 49.

⁵¹ So im Großen Katechismus = Rat der EKD 1976, 654,46-655,8.

Zweitens: Luther kann Wort und Sakrament nicht trennen von den **verheißenen Wirkungen**, die sie im Leben des Einzelnen und der Gemeinde zeitigen. „Die Kommunikation des Evangeliums als Auftrag der Kirche ist aber auch nicht von ihren Resultaten abzulösen. Ziel ist es, dass Menschen in diesem Kommunikationsvorgang dem Evangelium so begegnen, dass sie seine Bedeutung für sich und ihr Leben und Handeln erleben. Entscheidend ist also nicht, ob die Botschaft ausgerichtet ist, sondern ob sie ankommt.“⁵² Der einzelne Mensch muss das Heilsgeschehen in Christus für sich erfassen: Über diese Wirkungen verfügt niemand, sie stellen sich auch nicht „ex opere operato“ ein. Aber sie sind verheißend und dürfen darum erbeten werden. Man kann ihnen geradezu erwartungsvoll entgegenschauen und mit Zuversicht hoffen, dass sie sich auch einstellen und wahrnehmbar werden: Glaube, Bekenntnis und Gehorsam, nie unzweideutig, nie ungebrochen, aber doch zumindest für die Augen des Glaubens identifizierbar. „Denn ob Christus tausendmal für uns gegeben und gekreuzigt würde, wäre es alles umsonst, wenn nicht das Wort Gottes käme, und teilet's aus und schenke mir's und spräche, das soll dein sein, nimm hin und habe dir's.“⁵³ „Widerständig ist Religion ... um so eher, je mehr sie [...] in überschaubaren Gemeinschaften gestützt wird. ... Es wäre ... gut, gleichsam jetzt schon Überlebensvorrat für durchaus mögliche schlechtere Zeiten zu schaffen, nämlich persönliche Glaubensüberzeugung und die Vernetzung von Überzeugten.“⁵⁴

Bibliografie

- Bayer, Oswald: Martin Luthers Theologie. Eine Vergegenwärtigung. Tübingen 2., durchgesehene Aufl. 2004
- Berger, Peter L.: Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1973
- Dinkel, Christoph: Was nützt der Gottesdienst? Eine funktionale Theorie des evangelischen Gottesdienstes. Gütersloh 2. Aufl. 2002
- Härle, Wilfried: Dogmatik. Berlin und New York 4. Aufl. 2012
- Hauschildt, Eberhard: Wiedereintritt in welche Gemeinschaft der Kirche? Was sich von den Wiedereintretenden für eine Praktische Theologie der Kirche lernen lässt. PTh 102 (2013), 27-39
- Hauschildt, Eberhard und Pohl-Patalong, Uta: Kirche. Gütersloh 2013 (Lehrbuch Praktische Theologie Bd. 4)
- Heidbrink, Gregor: Israel im Reformstress. 1 Sam 8 und die Kirche der Freiheit. Ichthys 28 (2012), 62-71
- Herbst, Michael: Gemeindeaufbau auf dem Weg in das Jahr 2017. In: Matthias Clausen, Michael Herbst und Thomas Schlegel (Hg.): Alles auf Anfang. Missionarische Impulse für Kirche in nachkirchlicher Zeit. Neukirchen-Vluyn 2013 (BEG Bd. 19), 7-41
- : Mehr Vielfalt wagen. Praktisch-theologische Überlegungen zur Region als Missions-Raum. In: Heinzpeter Hempelmann und Hans-Hermann Pompe (Hg.): Freiraum. Kirche in der Region missionarisch entwickeln. Leipzig 2013 (Kirche im Aufbruch Bd. 8), 13-42
- : Geistlich leiten - reformatorisch glauben - missionarisch Kirche sein. epd-Dokumentation H. 14 (2016), 8-22
- Hermelink, Jan: Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche. Gütersloh 2011
- Karle, Isolde: Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft. Gütersloh 2001
- : Kirche im Reformstress. Gütersloh 2. Aufl. 2011
- Kretschmar, Gerald: Wahrnehmung statt Mission. PTh 91 (2002), 328-343
- : Kirchenbindung. Praktische Theologie der mediatisierten Kommunikation. Göttingen 2007

⁵² Eberhard Hauschildt und Uta Pohl-Patalong 2013, 414.

⁵³ WA 18,202,37-203,2.

⁵⁴ Paul M. Zulehner 1989, 193f.

- : Mitgliederorientierung und Kirchenreform. Die Empirie der Kirchenbindung als Orientierungsgröße für kirchliche Strukturreform. PTh 101 (2012), 152-168
- : Kirchenbindung - Konturen aus der Sicht der Mitglieder. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015 208-218
- Lohfink, Gerhard: Jesus von Nazareth - Was er wollte, wer er war. Freiburg/Breisgau 2011
- Nüchtern, Michael: Kirche bei Gelegenheit. Kasualien - Akademiearbeit - Erwachsenenbildung. Stuttgart u.a. 1991
- Pohl-Patalong, Uta: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell. Göttingen 2003
- : Regionalisierung - das Modell der Zukunft? Plädoyer für eine ebenso grundlegende wie kreative Debatte. PTh 92 (2003), 66-80
- : Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell. Göttingen 2004
- : Regionalisierung als Zukunftsmodell? Implikationen und Alternativen einer Debatte. In: Stefan Bölts und Wolfgang Nethöfel (Hg.): Aufbruch in die Region. Kirchenreform zwischen Zwangsfusion und profilierter Nachbarschaft. Hamburg 2008 91-107
- : Mehr Leute erreichen. Die Kirche des 21. Jahrhunderts braucht viele unterschiedliche Gemeindeformen. Zeitzeichen Heft 10 (2013), 24-26
- : Ortskirche und kirchliche Orte in der Fläche. Strukturelle Implikationen der Wandlungsprozesse in ländlichen Räumen. In: Martin Alex und Thomas Schlegel (Hg.): Mittendrin. Kirche in peripheren ländlichen Regionen. Neukirchen-Vluyn 2014 (BEG Bd. 21), 164-179
- Pöhlmann, Hans-Georg (Hg.): Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Gütersloh 1986
- Rat der EKD (Hg.): Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Herausgegeben im Gedenkjahr der Augsburgischen Konfession 1930. Göttingen 2. Aufl. 1976
- Roosen, Rudolf: Die Kirchengemeinde. Sozialsystem im Wandel. Berlin 1997
- Sander, Uwe: Die Bindung der Unverbindlichkeit. Mediatisierte Kommunikation in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M. 1998
- Schoell, Jacob: Evangelische Gemeindepflege. Heilbronn 1911
- Schulz, Claudia, Hauschild, Eberhard und Kohler, Eike: Milieus praktisch II. Konkretionen für helfendes Handeln in Kirche und Diakonie. Göttingen 2010
- Schulz, Claudia, Hauschildt, Eberhard und Kohler, Eike: Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinden. Göttingen 2008
- Volf, Miroslav: Christliche Identität und Differenz. Zur Eigenart der christlichen Präsenz in den modernen Gesellschaften. ZThK 92 (1995), 357-375
- Winkler, Eberhard: Tore zum Leben : Taufe - Konfirmation - Trauung - Bestattung. Neukirchen-Vluyn 1995
- Zimmermann, Johannes: Die vierte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung aus (missions)theologischer Perspektive. In: Wolfgang Huber, Johannes Friedrich und Peter Steinacker (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2006 135-140
- : Gemeinde zwischen Individualität und Sozialität. Herausforderungen für den Gemeindeaufbau im gesellschaftlichen Wandel. Neukirchen-Vluyn 2. Aufl. 2009 (BEG Bd. 3)
- Zulehner, Paul M.: Pastoraltheologie - Fundamentalpastoral: Kirche zwischen Auftrag und Erwartung. Düsseldorf 1989